H. eccl.
130

liothek
nsberg
Hist. eccl. 130

C

Zur
Königlichen Bibliothek in

No. N. Cat: no. 201.

Ex Coll. Libr: f. 7. Rett.

Königsberg

Vorschlag

zu einer

Reformation

der

katholischen Kirche

von

Peter Philipp Wolf.

Leipzig und Luzern,

bey Geſsner, Usteri und Wolf.

1800.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Man würde denjenigen, dessen altes baufälliges Haus durch Zufall eingestürtzt, oder durch Gewalt niedergerissen wurde, für einen Thoren halten, wenn er aus dem Schutte ein andres Haus nach der Form des eingestürtzten, mit eben den Mängeln, mit eben den Unbequemlichkeiten, mit eben der Gebrechlichkeit, und ohne alle Rücksicht auf Ordnung und Symetrie mit den Wohnungen seiner

Nachbarn wieder aufbauen wollte. Wer das Unglück hat, sein altes Haus zu verlieren, der bauet sich, wenn er Mittel hierzu hat, ein neues mit neuen Materialien, und mit den für sein gegenwärtiges Bedürfniſs nöthigen Bequemlichkeiten. Mit mürben Steinen läſst sich keine haltbare Mauer, und mit vermodertem Holzwerk kein dauerhafter Dachstuhl, aufführen. Selbst die Polizey sorgt dafür, daſs bey neuen Anlagen der Nutzen und die Verschönerung der Städte nie aus den Augen gesetzt werde, und Dörfer, welche man heut zu Tage anlegt, werden so gebauet, daſs die verzehrende Flamme, welche sonst so schreckliche Verwüstungen anrichtete, immer weniger Brennstoff findet.

Gleiche Bewandnifs hat es mit dem Gebäude der katholischen Kirche, das bereits schon eingestürzt, oder dem Einsturze ziemlich nahe ist. Man kann dasselbe allerdings auf dem gleichen Grunde, aber nicht mit den zerbrochenen Trümmern die im Schutt liegen, und eben so wenig nach der unförmlichen Gestalt, in welcher wir es vor seinem Einsturze erblickten, wieder aufbauen. Man setzt uns sonst ein eben so baufälliges, ein eben so unförmliches, ein für das Ganze des Staats eben so unpassendes Gebäude, als das alte war, vor Augen, ein Gebäude, worunter im Innern keine Sicherheit mehr ist, und vor dessen Aussenseite man mit Unwillen und Eckel die Blicke abwendet.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man hoffen wollte, die katholische Kirche einzig nur durch die Wiederherstellung des Zustandes, wie er vor der gegenwärtigen Revolution war, retten zu können. So wenig sich die Monarchien durch Verstärckung des Drucks ihrer Untergebenen, oder durch Wiedereinführung abgeschafter Mifsbräuche werden halten können; so unwahrscheinlich ist es, dafs die Kirche durch die Behauptung ihres ehemaligen Zustandes der gänzlichen Zerstörung, womit sie bedroht wird, entgehen werde. Wir haben mit der Zurückführung des Papstes nach Rom, mit der Wiederaufnahme der Jesuiten, mit der Wiederherstellung der Inquisition, mit Vermeh-

rung der Mönchsorden, und mit der Vervielfältigung aller den Aberglauben befördernden Mittel so wenig gewonnen, daſs alle diese und ähnliche Veränderungen und Anstalten weiter zu nichts dienen werden, als die Kirche immer tiefer ins Unglück zu stürzen. Was einmal lächerlich geworden ist, kann nimmermehr ehrwürdig werden, und vergebens wird man Gegenstände, über welche die Vernunft schon einiges Licht verbreitet hat, wieder in Finsternisse zurück stellen wollen. Die gezwungene Ernsthaftigkeit, womit man Unsinn preiset, wird nur dazu dienen, denselben noch lächerlicher zu machen, und der Zwang, womit man etwa Ehrerbietung für Lächerlichkeiten fodern möchte, wird anfangs

Heuchler, und nachher förmliche Rebellen zum Vorschein bringen.

Wenn wir das Schicksal der römischen Kirche seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kennen, so wissen wir, dafs es nicht die Schuld der französischen Revolution ist, wenn wir diese Kirche jetzt in dem Zustande ihres gänzlichen Verfalls erblicken. Und wenn wir ehrlich seyn wollten, so müfsten wir sogar gestehen, dafs sie, selbst durch die Revolution hätte gerettet werden können, wenn durch die Bemühungen der über ihr eigenes Interesse verblendeten Geistlichkeit diese Rettung nicht vereitelt worden wäre. Denn sicher hieng diese von einer neuen Organisation der Hierarchie ab, die man dem französischen Kle-

rus durch das, was man in Frankreich bürgerliche Konstitution der Klerisey hieſs, hatte geben wollen. Die Religion in Frankreich gieng nicht deswegen zu Grunde, weil man der Geistlichkeit diese Konstitution geben wollte; sie gieng deswegen zu Grunde, weil jene diese nicht annehmen wollte. Durch ihre Annahme hätten Altar und Thron gerettet werden können.

Doch jetzt kann davon, was hätte geschehen sollen, nicht mehr die Rede seyn. Es kömmt nun vielmehr darauf an, was noch geschehen soll, so fern man den ernstlichen Willen hat, die Religion wieder zu Ansehn zu bringen. Mit bloſs theilweisen Verbesserungen wird man es nie weit

bringen. Die Umstände sind von einer Beschaffenheit, dafs das Ganze reformirt werden mufs, und reformirt werden kann. Durch Flickwerk wird das zerrissene Gewebe wohl — geflickt, aber nicht haltbar gemacht werden können. Man wird viel, man wird vielleicht das Ganze einreifsen müssen; aber es mag geschehen, weil es an Materialien nicht fehlt, etwas besseres, als das Eingerissene war, aufführen zu können.

Ich werde verständigen Menschen über eine Reformation der katholischen Kirche wenig Neues, aber doch vielleicht etwas sagen können, was man nie oft genug wiederholen kann. Man scheuet zwar alles Reformiren; aber man wird mit dieser Reformations-

scheue das Schlimme nur immer schlimmer machen. Man zittert vor jedem lauten Wunsche nach Verbesserung; aber man wird diese Wünsche dadurch, daſs man sie fürchtet, nur immer lauter werden lassen. Man hält das leiseste Verlangen nach bessern Dingen für Rebellion; aber man wird eben dadurch, daſs man diesem Drange und diesem Bedürfnisse nach Vervollkommnung widersteht, Rebellionen befördern. Man fodert Ehrfurcht für die Religion; aber man entzieht ihr eben dadurch, daſs man hierunter immer nur die Religion des Pöbels verstanden wissen will, alles, was Ehrfurcht gebietet. Man will, daſs Religion unsere Sitten verbessern soll; aber man gesteht sich zugleich, daſs die Reli-

gion nur ein Kappzaum für unbändige Völker sey. In so viel Widersprüche verwickelt man sich durch eine allzuängstliche Scheue vor dem Geist der Zeit. Und gleichwohl ist es nur allein dieser, in welchem wir leben, in welchem wir handeln müssen. Unsere gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse sind nicht durch Revolutionen, sondern durch die Disharmonie zwischen dem, was der Geist der Zeit fodert, und zwischen dem, was diesem Geiste entgegen geschieht, zerrüttet worden. Nur dann erst werden die Staaten wieder ruhig werden, wenn jene Verhältnisse im Einklange mit diesem Zeitgeiste wieder hergestellt seyn werden.

I.

Von den Papste; von der Wahl und den Verrichtungen desselben.

Pius VI kann vielleicht der letzte römische, aber darum nicht auch zugleich der letzte Papst seyn. Zwar würde eine christliche, und sogar eine katholische Religion ohne Papst bestehen können. Allein man würde in diesem Falle nur den Namen, und nicht die Sache ändern. Wir würden statt des Papstes einen Erz-Patriarchen oder einen Erz-Superintendenten bekommen. Man ist, in der katholischen Kirche wenigstens, schon allzusehr an die Idee von einem sichtbaren Oberhaupte ge-

wöhnt, als dafs man ein solches so leicht missen könnte. Auch die Kirche ist, wie der weltliche Staat, durch die Feuerprobe aller Regierungsformen gegangen. Ihre ursprüngliche Verfassuug war democratisch; diese verlor sich bald in eine Aristokratie; und endlich wurde auch diese durch List und Gewalt von der unbeschränktesten Monarchie verdrängt. Am römischen Hofe hatte man seit dem zwölften Jahrhunderte keine andere als solche Begriffe von dem Kirchenregimente. Was man in andern Staaten von einer kirchlichen Aristokratie sprach, galt in Rom für Hochverrath. Die Person des Papstes war der höchste Inbegriff aller Gewalt. Er nannte sich zu gleicher Zeit einen Knecht aller Knechte, und einen Vize - Gott, einen Statthalter Gottes, einen Statthalter Christi. Seine Gewalt erstreckte sich nicht allein über die Gewissen der Menschen, sie erstreckte sich über alle übrigen Gewalten. Bis auf den heutigen Tag hat man den römischen Stuhl noch nicht zum Geständnisse bringen können, dafs jene Päpste, welche Könige von Throne gestürtzt

haben, ihre Gewalt überschritten haben. Es giebt noch heut zu Tage Zelanten, welche behaupten, daſs nur Gregor VII. ein Papst gewesen sey, wie es ein jeder seiner Nachfolger hätte seyn sollen.

Wenn wir wissen, wodurch es möglich wurde, daſs die Päpste eine so fürchterliche Gewalt erhielten, so wissen wir auch, warum es heut zu Tage unwahrscheinlich ist, daſs sie jemals wieder zu einer solchen Macht gelangen. Auf der einen Seite steht die unbezwingliche Aufklärung den Schritten im Wege, die man allenfalls wagen möchte, um wieder den höchsten Gipfel dieser Gewalt zu erreichen; und auf der andern Seite bürgt uns die eifersüchtige Politik der Höfe dafür, daſs es nimmermehr so weit kommen werde, den Altar über den Thron erhoben zu sehen. Beyde Gewalten, die geistliche und die weltliche, können sich zwar für einen Augenblick vereinigen, um mit doppelten Kräften die Welt zu unterjochen; aber im nächsten Augenblicke schon wird es die weltliche Gewalt gewahr werden, daſs

eine solche nähere Verbindung mit der Unterjochung der Throne endigen würde.

Der päpstliche Stuhl ist noch nie unter solchen Umständen erlediget worden, als es die Umstände sind, unter welchen Pius VI. denselben verlassen hat. Es kann in Beziehung auf den Zauber, den das plötzliche Erscheinen neuer Republiken überall verbreitet hatte, die totalste Kontrerevolution vor sich gehen; Italien kann ihre vorigen Beherrscher, und Frankreich wieder einen König erhalten, ohne dafs darum die Begriffe über Religion und Kirche, die nun einmal erschüttert worden sind, wieder in ihren vorigen Stillstand zurücktreten. Man kann sogar in der ersten Bewegung der Kontrerevoluzion die thaumaturgischen Matronen die Augen wenden, man kann Kruzifixbilder schwitzen, man kann das Blut des heiligen Januarius wieder fliefsen lassen, man kann Prozessionen, und überhaupt alle Anstalten der gröbsten sinnlichen Andacht wieder herstellen, und man wird mit allen diesen mehr aus Hafs gegen den gegenwärtigen Zustand, als aus Klugheit

ergriffenen Heilsmitteln der Kirche ihr verlohrnes Ansehn, und der Religion ihre geschwächte Kraft nicht wieder zu geben. Man wird uns auf solchen Wegen eine Religion des Pöbels, aber keine Religion für das Herz und den Verstand geben. Nur mit der letztern kann der Welt gedient seyn; nur mit dieser noch kann das gesunkene Gefühl für die Moralität wieder gehoben; nur mit dieser können die zerrütteten Staaten wieder in gehöriges Gleichgewicht gebracht werden.

Bey der Wahl eines neuen Papstes wird es weniger auf die Wiederherstellung der päpstlichen Macht, als vielmehr darauf ankommen, der Kirche einen solchen Vorsteher zu geben, der, in der lebhaftesten Überzeugung von der Nothwendigkeit einer in alle Theile eingreifenden Reformation, zur Ausführung derselben zuerst die Hand anlegt. Zu dem Ende wäre vor allen Dingen zu wünschen, daſs man schon gleich bey der nächsten Wahl eines Papstes von der bisher üblichen Gewohnheit, ihn durch und unter Kardinälen wählen zu lassen, abwiche. Eine solche

Abweichuug hat nichts an sich, was gegen das wahre Dogma der katholischen Kirche streitet. Denn man wufste in den ersten Zeiten des Christenthums eben so wenig von Päpsten, als von Kardinälen. Beyde Würden sind erst in spätern Zeiten entstanden, und man kann füglich beyde als bloſse äuſserliche Polizeyanstalten betrachten, die, wie überhaupt alle menschlichen Anstalten, einer Veränderung unterworfen seyn können.

Wenn man sich unter Kirche keinen andern Begriff, als den von einer Gesellschaft vorstellen kann; so versteht es sich von selbst, daſs das Recht, jener Kirche ein Haupt zu wählen, nur dieser Gesellschaft zustehen könne. Die ersten Päpste sind in Rom nicht als Päpste, sondern als römische Bischöfe, nicht von den Kardinälen, deren es damals noch keine gab, sondern von der Gemeinde gewählt worden. Vergebens wird man sich in den ersten Urkunden des Christenthums nach Beweisen umsehen, aus denen dargethan werden könnte, daſs ein Papst, um Papst zu seyn, nothwendig auch souverainer

Territorialherr seyn müſste. Erst nach Verlauf von sieben Jahrhunderten konnte hierzu einiger Grund gelegt werden, und es vergiengen weiterhin noch Jahrhunderte, ehe der Papst als weltlicher Monarch festen Fuſs fassen konnte.

Es kann der Kirche und der Religion weit mehr Nutzen als Schaden bringen, wenn der Papst aufhört, Territorialherr zu seyn. Er kann das geistliche Haupt der Kirche bleiben, und seine Wahl hängt einzig nur von dieser ab. Die Kardinäle können nicht füglich für wahre Repräsentanten der Kirche angesehen werden. Denn wenn es gleich Kronkardinäle giebt, so ist ihr Verhältniſs zu denen, welche man päpstliche Kreaturen nennt, doch so unbedeutend, daſs diese nothwendig immer das Übergewicht über jene behaupten. Der Umstand, daſs es in neuern Zeiten fast immer nur auf die Kronkardinäle ankam, wer Papst werden sollte, beweiset noch keineswegs, daſs die Kirche würdig repräsentirt worden sey. Man kennt die Geschichte der Konklaven; sie ist die Geschichte der verschmitztesten Intriken.

Partheyen reiben sich an Partheyen; man drängt und wird verdrängt; man schmeichelt und droht; man setzt alle Leidenschaften in Bewegung; man nähert sich auf Augenblicke, und trennt sich eben so geschwinde wieder. Am Ende giebt man diesem ernsthaften Kampfe auch noch das Ansehn eines Possenspiels. Man schreibt dem Beystande und dem Einflusse des heiligen Geistes zu, was durch die niedrigsten Ränke geschehen ist.

Meines Erachtens würde die Kirche bey der nächsten Papstwahl am beſsten durch eine Versammlung von Deputirten aus allen katholischen Staaten repräsentiert werden. Jeder Staat, er möchte groſs oder klein seyn, so fern er nur für sich selbst unabhängig ist, könnte etwa vier Deputierte, zwey geistlichen, und zwey weltlichen Standes, zu einer solchen Versammlung schicken. Der weltliche Stand kann aus dem Grunde nicht von einer solchen Repräsentantschaft ausgeschlossen werden, weil die Kirche nicht eigentlich nur von Priestern, sondern von der Gesammtheit aller sich zu einer gewissen Religions-

form bekennenden Glieder der Gesellschaft besteht. Es ist Miſsbrauch und Usurpation, alles, was die äuſsere Polizey der Kirche betrift, auf die Willkür des Klerus ankommen zu lassen. Man braucht, um einen guten Papst zu wählen, und gute Anordnungen im Kirchenwesen zu treffen, nicht eben ein Theologe zu seyn. Theologische Kenntnisse sind vielleicht gerade diejenigen, die man bey einem solchen Geschäfte am ehesten entbehren kann.

Ehe zur wirklichen Wahl des Papstes geschritten würde, könnten vorerst die Begriffe von dem, was eigentlich ein Papst sey, so wie die Grenzen seiner Macht und seine Verrichtungen bestimmt und festgesetzt werden.

Es ist kein Glaubensartikel, daſs der Papst auch weltlicher Souverain seyn müsse. Die Kirche braucht als Kirche keine Länderbesitzungen. Ihr Haupt wird auch, ohne eben Herr von Rom und einem Theile Italiens zu seyn, in den Stand gesetzt werden können, mit Würde sein Amt zu bekleiden. Die Repräsentanten der Kirche können ihm hinlängliche Einkünfte be-

stimmen, um seinen Charakter gemäfs leben zu können.

Eben so wenig ist es ein Glaubensartikel, dafs der Papst unfehlbar, und seine Entscheidungen bindende Dogmen seyen. Diese Unfehlbarkeit hat nie existirt; ihr ist nicht nur zu allen Zeiten von den einsichtsvollsten Katholiken widersprochen, sondern von den Päpsten selbst entgegen gehandelt worden. Unter der ungeheuern Menge päpstlicher Entscheidungen giebt es nur sehr wenige, welche von der allgemeinen Kirche für gültige Entscheidungen angenommen werden.

So geneigt man unter den gegenwärtigen Umständen seyn möchte, die geistliche Gewalt des Papstes zu vermehren, so wird es doch kaum so weit kommen, ihm die Befugnifs einzuräumen, zu Folge welcher es ihm erlaubt wäre, Könige vom Throne zu stofsen und Unterthanen vom Eide der Treue loszusprechen. Indessen wäre es immer noch leicht möglich, dafs die Päpste in der Folge, wenn es ihnen gelänge, ihre ganze Macht wieder zu erhalten, wohl den Versuch machen könn-

ten, etwas, das sie in der Theorie noch nie aufgegeben haben, auch in der Praxin auszuüben. Folglich wäre es nicht unnöthig, durch bestimmte Gesetze dem Missbrauch der päpstlichen Macht vorzubauen.

Dagegen könnte festgesetzt werden, dass der Papst zwar das sichtbare Haupt der Kirche, aber ohne weitere Vorzüge, als denen der Ehre sey. Er soll als solches die Aufsicht über die Kirche haben, und die Gesetze vollstrecken, welche die Kirche durch ihre Repräsentanten giebt, die sich etwa alle sechs Jahre, und so oft es um eine Papstwahl zu thun ist, versammeln. Alle Entscheidungen, die der Papst ausser den Sessionen der Repräsentantenversammlung giebt, können nur provisorische Entsheidungen seyn. Die Versammlung kann sie verwerfen oder bestätigen. Der Papst hat einen Regierungsrath zur Seite, wozu jeder katholische Staat ein Glied erwählt, und dasselbe besoldet. Auf den Kirchen- oder Repräsentantenversammlungen haben diese Räthe keine Stimme zu geben. Sie wohnen aber denselben bey.

Der Papst hat das Recht, die neugewählten Landesbischöfe zu bestätigen, nicht aber das Recht, ihre Wahl zu vernichten, Er kann mittels eines Protestes dagegen auftreten; aber die Gründe eines solchen müssen von der Kirchenversammlung untersucht werden, und nur diese allein ist befugt, eine getroffene Wahl zu verwerfen.

Der Papst kann und muſs wegen grober Verbrechen seiner Würde entsetzt werden. Die Laster der höhern Kirchenprälaten haben der Religion weit mehr geschadet, als alle Angriffe ihrer Feinde. Die Kirche braucht keinen Papst von ausgezeichneten Talenten, keinen Mann von groſsen Leidenschaften. Der Papst darf weder Staatsmann, noch Feldherr seyn, um der Kirche mit Würde vorstehen zu können. Er muſs nur ein frommer, weiser und tugendhafter Mann seyn.

Die Absetzung des Papstes findet aber nur dann statt, wann seine Verbrechen notorisch sind. Die versammelten Repräsentanten der Kirche haben das Recht, einen verbrecherischen Papst abzusetzen.

Anklage, Vertheidigung und Urtheilsspruch geschehen öffentlich. Ein wegen grober Laster abgesetzter Papst ist unfähig, ferner die Priesterwürde zu bekleiden. Man könnte noch festsetzen, daſs ein solcher Papst einige Jahre öffentliche Kirchenbuſse verrichten sollte.

II.

Von den Bischöfen und Pfarrern.

Es steht in dem Willen jedes katholischen Souverains, sein Land in so viele Kirchensprengel einzutheilen, als er für gut findet. Folglich können mehrere Diözesen in eine, und eine in mehrere beschränckt oder erweitert werden. Vornehmlich dürften in Italien die bischöflichen Stühle vermindert werden. Ihre Menge rührt nicht von dem Bedürfnisse der Kirche, sondern daher, daſs die Päp-

ste sich immer bemühet haben, sich an ihren Kreaturen treue Anhänger, und mittels derselben das Übergewicht über die Bischöfe aller andern katholischen Staaten zu verschaffen. Der Bischof sollte durch die Pfarrer der bischöflichen Sprengel, und durch eben so viele weltliche Abgeordnete, als Pfarrer sind, gewählt werden. Von der Wahlfähigkeit darf kein Priester ausgeschlossen seyn. Man braucht, um Bischof werden zu können, keine Ahnenprobe, wohl aber Proben von Gelehrsamkeit und Tugend.

Ein Bischof ist das geistliche Haupt einer Provinz oder eines Landes. Folglich sollte von ihm jeder Zeit die Eigenschaft eines weltlichen Souverains getrennt seyn. Selten ist man ein guter Bischof, und zugleich auch ein guter Regent. Grofse Regenten dürfen selten ohne Leidenschaften seyn. Ein guter Bischoff mufs sein Herz allen Eindrücken heftiger Gemüthsbewegungen verschliefsen.

Ein Bischof braucht keinen Hofstaat, keinen Hofmarschall, keine Hofküchenmeister, keine Hofpagen, überhaupt keinen

Hofadel. Man hat allen diesen verderblichen Prunk von den weltlichen Höfen entlehnt, und die Religion hat dabey wenig gewonnen.

Zu wünschen wäre es, wenn die Domkapiteln eine andere Bestimmung, als die bisherige erhielten. Der Bischof braucht geistliche Räthe, er kann aber sicher der Domherren, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, entbehren. Es wäre die armseligste Lächerlichkeit von der Welt, wenn man behaupten wollte, daſs unsere heutigen Domherren zur Erhaltung der Religion nothwendig wären. Sie sind nur in so ferne noch brauchbar, als es nöthig ist, dem Souverain im Wege zu stehen, so fern es dieser versuchen möchte, die Schrancken seiner Gewalt zu überschreiten. Sobald der Bischof aufhört, mit seiner geistlichen Würde auch das Amt der weltlichen Souverainität zu verbinden, sobald hören auch zum Theil die Domherren auf, das zu seyn, was sie bisher gewesen sind. Sie können weiter nichts anders mehr, als die geistlichen Räthe des Bischofs seyn; und um dieses

seyn zu können, hört wieder das Vorrecht des Adels auf, der bis dahin wegen seiner Ahnen allein diese Stellen in Anspruch zu nehmen pflegte.

Es ist nicht zu läugnen, dafs dieser Punkt in der Ausführung die meisten Schwierigkeiten finden wird. Die Domkapitularische Verfassung hängt, zumal in Deutschland, so nahe mit der Reichskonstitution zusammen, dafs jene kaum abgeändert werden kann, ohne diese in verschiedenen Theilen aufzulösen. Hier kömmt ausserden noch das Recht des Besitzes mit dem, was der Nutzen des Ganzen fodert, in Kollision. Man hat ja sogar bey der Reformation auf diese Rechte Rücksicht genommen, und die Domkapitularische Verfassung selbst in protestantischen Staaten beybehalten, während man andre Kirchengüter, deren Nutzniefser ohne Zweifel nicht weniger befugt waren, sich auf ihr Besitzrecht zu berufen, ohne Bedenken einzog, und über ihren Gebrauch willkürliche Verfügungen machte.

Dem Adel kann es allerdings gestattet werden, in den geistlichen Stand zu tre-

ten. Aber es ist dem Geiste der Religion ganz entgegen, ihm das ausschliefsliche Vorrecht zu allen höhern Würden in der Kirche zu ertheilen. Der Dienst der Religion ist nicht so genau, wie der Soldatendienst, mit dem Ehrenpunkt des Edelmannes verbunden. Der weltliche Souverain kann seine guten Gründe haben, dem Adel die Anführung seiner Armeen anzuvertrauen. Die Kirche hingegen hat kein besonders Interesse, bey Austheilung ihrer Würden auf die Vorzüge der Geburt zu sehen.

Es ist um eine Reformation des Kirchenwesens, deren Nothwendigkeit nicht mehr bezweifelt werden kann, und nicht um die Erhaltung von Privilegien zu thun. Diese können aufgehoben werden, sobald es entschieden ist, dafs ihre Beybehaltung für die Religion nicht nur von keinem Nutzen mehr, sondern offenbar von Schaden seyn kann.

Man sollte billig erwarten, dafs der geistliche Adel von sich selbst auf den Genufs seiner Vorzüge Verzicht thun würde, sobald er überzeugt werden könnte, dafs

er durch ein solches Opfer das Beſste der Kirche und der Religion befördern würde. Zu einer solchen Überzeugung zu gelangen, dürfte es keine sonderliche Mühe kosten. Ohne Zweifel würde der gröſsere Theil unserer heutigen Domherren so aufrichtig seyn, um selbst zu gestehen, daſs sie als Diener der Religion in der That nicht den vortheilhaftesten Platz in der Kirche einnehmen; daſs ihre Sitten zwar die Sitten des Adels, aber darum nicht auch die Sitten erbaulicher Religionsdiener seyen; daſs sie die Geschicklichkeit besäſsen, weit bessere Jäger, als Religionslehrer zu seyn, und daſs sie sich weit mehr darauf verstünden, die Welt zu genieſsen, als sie durch Eingezogenheit und strenge Tugend zu erbauen.

Es giebt keine Rechte ohne Verbindlichkeiten. Der Stand des Domherren hat kein Privilegium aufzuweisen, Kraft dessen er befugt wäre, den Stand der Geistlichkeit und Weltlichkeit in Eine Person zu vereinigen. Solche Zwitter leidet die Religion nicht. Wer sich ihrem Dienste widmet, muſs sich auch ihren Vorschriften unterwerfen.

Wenn es erlaubt und nothwendig ist, den Papst zu reformiren, warum sollte nicht auch der Domherrenstand einer Reformation unterworfen werden dürfen? Man zweifelt nicht ganz ohne Ursache, ob zur Erhaltung der Religion ein Papst nothwendig sey. Sollte denn nicht mit eben so vielen Rechte der Zweifel erlaubt seyn, ob man zum Schutz der Kirche der Domherren bedürfe? Wenn die Kirche ihre Gründe haben kann, einer gewissen Klasse ihrer Diener Bequemlichkeiten zu verschaffen; warum muſs denn eben nur der Adel diese begünstigte Klasse seyn? Fehlt es ihr etwa an andern Individuen, die einer besondern Begünstigung würdig wären? Giebt es nicht Männer, die entweder durch Gelehrsamkeit oder durch wichtige Dienste in der Seelsorge sich um die Religion verdient gemacht haben? In der moralischen Welt giebt es keine Unterschiede der Stände die sich auf bloſse Geburtsvorzüge gründen. Tugend und Gelehrsamkeit sind die Titel, die auf wahren Adel Anspruch machen dürfen.

Man wird bey einer Reformation des katholischen Kirchenwesens nicht nöthig

haben, die domkapitularische Verfassung ganz aufzuheben. Man wird aber mit Fug und Recht solche Veränderungen in derselben vornehmen können, welche dem Zwecke eines kirchlichen Institutes angemessen sind.

Es ist kein Glaubensartikel, dafs wir von geistlichen Fürsten regiert werden sollen. Eine solche Regierung kann aufhören und sie mufs aufhören, sobald sie einer Verbesserung des Kirchenwesens, derer wir bedürfen, entgegen ist. Die Religion giebt uns nur Seelenhirten; dem weltlichen Staat kömmt es zu, uns bürgerliche Gesetze zu geben.

Von Seite der Religion steht der Ausführung des Plans, geistliche Fürstenthümer zu säkularisiren, kein Hindernifs im Wege. Die Kirche erhält dadurch, dafs sich in der Person eines Bischofes auch zugleich die Würde eines weltlichen Fürsten vereiniget, keinen Zuwachs an Macht. Es mag allerdings eine Zeit gegeben haben, wo es für das Interesse der Staaten vortheilhaft gewesen seyn könne, durch die Erhebung der Bischöfe zu Reichsständen der

Willkühr eines einzigen Beherrschers Schranken zu setzen. Diese Zeit ist nicht mehr, oder man hat vielmehr Mittel gefunden, sich durch politische Künste diese geistlichen Fürstenthümer zu unterwerfen. Man besetzt bischöfliche Stühle mit Prinzen aus dem regierenden Hause, oder verschafft diesen Koadjutorien zur gelegener Zeit. Das Interesse der Religion kömmt bey solchen Wahlen nie in Anschlag. Der Bischof aus königlichem Blute bleibt Prinz; er behält als Bischof die Sitten und die Manieren des Hofes: er darf sich nicht die geringste Mühe geben, Tugenden zur Schau zu tragen, die einen Bischof zieren; er hält alle Priester seiner Diözese für Unterthanen; sein Ton gegen diese ist der Ton eines Monarchen, statt daſs es der Ton eines Bruders gegen Brüder seyn soll.

Sobald man darauf zurück kommen würde, zu bestimmen, was eigentlich ein Bischof seinem Berufe nach seyn sollte, so bald es durch deutliche Gesetze entschieden würde, daſs der Bischof Pflichten habe, die schwer zu erfüllen sind; so bald

würde auch das Verlangen nach bischöflichen Stühlen in den Herzen der nach Hofsitten erzogenen Prinzen und des Adels vermindert werden.

Doch dieser Übelstand würde sich von selbst schon verlieren, wenn unsere Bischöfe auf die vorgeschlagene Weise von den Pfarrern der Diözese in Gemeinschaft mit Abgeordneten des Volkes erwählt würden. Eine solche Wahl würde immer eher auf einen Pfarrer, als auf einen adelichen Domherrn fallen. Und es wären hunderte gegen Eins zu wetten, daſs sich die Religion und die Kirche bey einer solchen Wahl um einen guten Theil besser, als bey der bisher üblichen Wahlart, befinden würde.

In der Hierarchie folgen nach den Bischöfen die Pfarrer. Die Wahl der letztern kann ohne Gefahr den erstern überlassen werden, so bald wir gewiſs sind, einsichtsvolle und tugendhafte Bischöfe zu erhalten. Durch eine ununterbrochene Aufsicht über den Klerus ihrer Diözese werden diese viel besser, als das Volk, die

Tauglichkeit eines Kandidaten der Seelsorge beurtheilen können.

Gewiſs ist es, daſs ganz vornehmlich durch diesen Theil des Klerus die gesunkene Religion wieder gehoben werden könne. Vergebens bewaffnet sich der weltliche Arm zum Schutz der Religion; vergebens ruft man die Schrecken der Inquisition zu Hülfe; vergebens treibt man mit Bajonetten das Volk zu Beobachtung äusserlicher R ligi nspflichten, wenn es an Seelsorgern fehlt, welche ein tiefes Gefühl von der Wichtigkeit ihres Berufes, und die Geschicklichkeit haben, denselben nach dem Bedürfnisse der Zeit zu erfüllen.

Was sind unsere Pfarrer? und was sollten sie seyn? Sind überhaupt Anstalten vorhanden, um sie zu dem zu machen, was sie eigentlich seyn sollten?

So lange es, um die Priesterwürde zu erhalten, hinreicht, eine gewisse Zahl von Jahren lateinische Schulen besucht, nach den Kompendien von Gazzaniga Theologie studiret, und eine theologische Spitz-

ſindigkeit vor einem Konsistorio aufgelöset zu haben; so lange dürfen wir billiger Weise nicht erwarten, daſs unsere Priester das seyn sollten, was sie seyn müſsten, so fern sie eine ihrem Stande angemessene Bildung erhielten. Man mag die Leichtigkeit, womit man jedes Subjekt, so fern es nur einige wenige theologische Gemeinplätze vorzutragen weiſs, in den Priesterstand aufnimmt, vielleicht mit dem Vorgeben beschönigen, als würde es bey mehrerer Strenge hierin bald an Kandidaten fehlen. Allein es kömmt, wenn vom Nutzen der Kirche die Rede ist, nicht auf die Menge, sondern auf die Tauglichkeit ihrer Arbeiter an. Der Dienst der Kirche ist kein Dienst, den bloſse Handlanger verrichten können. Er erfodert Sitten und Einsichten. Beydes erhält man nicht auf dem Wege, den man gemeiniglich einzuschlagen pflegt. Unsere katholischen theologischen Schulen sind im Ganzen noch weit zurück. Mönchische Sitten verwüsten das Herz, und unsinnige Schulformeln tödten den Verstand.

Es kömmt bey der Bildung des für die Seelsorge bestimmten Jünglings weit mehr auf weltbürgerliche, als auf theologische Kenntnisse an. Man hat als Pfarrer Leidende zu trösten, Schwache aufzumuntern, Unerfahrne zu belehren; man hat Leidenschaften zu besänftigen, Streitende zu versöhnen, in allgemeinen und besondern Unglücksfällen mit Rath und Hülfe bey der Hand zu seyn; man hat sich in tausend Verhältnisse, in tausend Lagen zu setzen, wovon uns unsere Schulkompendien nichts sagen. Mit dem traurigen Wuste theologischer Kenntnisse werde ich es nie weit bringen, wenn besondere Umstände mich auffodern, zur Pastoralklugheit meine Zuflucht zu nehmen. Man hat zwar aus der letztern eine eigene Wissenschaft gemacht. Aber gesetzt auch, sie würde, was doch nicht der Fall ist, überall öffentlich gelehrt; so hat man sie doch so tief in den Schlamm der Theologie versenkt, daſs sie nur mit Schmutz befleckt aus demselben hervor gezogen werden kann.

Die Religion ist keine Wissenschaft. Sie ist für den rohen, wie für den gebil-

deten Menschen Bedürfniſs des Herzens! Um zu wissen, daſs ein höchstes Wesen ist, brauchen wir uns nicht in unnützen Spitzfindigkeiten zu verlieren. Dieses Wesen spricht in allem und zu allem, was lebt, viel vernehmlicher, als es durch Schulformeln geschehen kann Wie bedarf es eines Dogmas, wenn das Daseyn dieses Wesens schon im Sonnenstäubchen so gut, wie in dem gränzenlosen Meere der Welten beurkundet ist? Es ist Vermessenheit, auf dem Katheder beweisen zu wollen, daſs ein Gott ist. Wir ſehen ihn über uns und unter uns.

Es wäre überhaupt eine Frage: Ob es, für unser gegenwärtiges Bedürfniſs wenigstens, nicht schicklicher wäre, uns mehr der natürlichen, als der biblischen Beweise für das Daseyn Gottes zu bedienen? Die Bejahung dieser Frage wäre leicht, so bald erwiesen werden könnte, daſs unser Pflichtgefühl durch die erstere Beweisart mehr, als durch die letztere, geschärft würde. Wenn die Bibel, wie es leider nicht zu läugnen ist, in den Augen des

weit gröſsern und wichtigern Theils der Menschen an Ansehn verloren hat; (woran jedoch nicht die Bibel an sich, sondern nur die verkehrte Art ihres Gebrauchs schuld ist) so fällt es ohnehin schon leicht in die Augen, daſs man sich in Beziehung auf Religion um andere Auktoritäten umsehen müsse. Was nützt es, Menschen, die keine Hölle glauben, mit dem Flammenpfuhl jenseits des Grabes zu drohen? Der Sünder bleibt bey solchen Drohungen gleichgültig; aber er wird erschüttert bey dem Anblick der physischen Uebel, womit die Sünde gemeiniglich schon dieſsseits des Grabes bestraft wird.

III.

Von der Priesterehe, und den Besoldungen der Pfarrer.

Die Ehelosigkeit nimmt zum offenbaren Nachtheil der Sitten auf eine so fürchterliche Weise überhand, daſs es eine der

ersten Sorgen jeder wohlgeordneten Regierung seyn mufs, diesem verderblichen Uebel Einhalt zu thun.

Schon aus dieser Rücksicht allein verdienten jene, welche durch eine ordentliche Ehe den Zweck der Gesellschaft beförderten, einen Vorzug vor denen, die aufser der Ehe ihren Geschlechtstrieb befriedigen.

Man mufs den Grund des Priestercölibates nicht in der Beschaffenheit der Religion suchen. Diese kennt kein Gesetz, wodurch die Gebote der Natur aufgehoben werden. Der Priester kann auf natürliche Befugnisse nicht Verzicht thun. Als Mensch behält er immer das Recht, sich zu begatten, und in gewissen Verhältnissen ist es sogar seine Pflicht, es zu thun.

Wenn der Priestercölibat wegen der ärgerlichen Aufführung des Klerus eingeführt worden ist, so verdient er aus dem nämlichen Grunde wieder aufgehoben zu werden. Denn die Sitten der Priester sind deswegen, weil sie keine Gattinnen haben, um nichts besser, sondern im Gegentheile um vieles schlimmer geworden. Der Con-

kubinat ist unter katholischen Geistlichen eine beynahe alltägliche Sache, und sicher würden diese die Verpflichtung zu ehelichen Verbindungen nur deswegen ungerne über sich nehmen, weil ihnen dadurch das Vergnügen geraubt würde, die Reize eines verbotenen Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht zu genieſsen.

Die Einführung des Cölibats der Geistlichen kann mehr für eine politische Maaſsregel, als für einen Religionspunkt angesehen werden. Man wollte mittelst desselben den Standesgeist des Klerus von allen Feſſeln entbinden, die ihn an das Intereſſe der Gesellschaft fest halten könnten. Leicht hätten die Verhältniſſe, in welchen der Priester als Gatte und Vater gestanden wäre, die Kraft schwächen können, womit der Pabst, als geistlicher Monarch, auf ihn wirken wollte.

Der Aufhebung des Cölibates steht kein göttliches Gesetz entgegen; die Enthaltsamkeit ist nicht nur für den Priester, sie ist für alle Menschen eine empfehlenswürdige Tugend. Allein der Ehestand ist

kein Hindernifs, diese Tugend auszuüben, die aber von dem Augenblick an, als ihre Ausübung entweder die Gesundheit zerstöret, oder einer andern Pflicht im Wege steht, aufhöret, Tugend zu seyn. Die Jesuiten haben mit dem Keuschheitsmährchen ihres Aloysius eine Menge Menschen fanatisiret. Sie führen es in den Lebensbeschreibungen dieses Fanatikers als eine besondere Tugend an, seiner eigenen Mutter aus Furcht, durch ihre Weiblichkeit gerührt zu werden, nie in das Antlitz gesehen zu haben. Eine seltsame Tugend, welche die kindliche Pflicht zerstöret!

Man will, dafs der Priester nur mit reinen Händen das Mefsopfer verrichten soll. Lächerliche Foderung! Wie selten sind diese reinen Hände! Wie wenige Messen würden gelesen werden, wenn alle jene Priester, deren Hände befleckt sind, von den Stufen des Altars sich entfernt halten müfsten!

Wenige Ausnahmen von der Regel machen noch kein Gesetz. Wenn es einige gab, die bey gesundem Körper ihre Nei-

gungen zum Genuſs des weiblichen Geschlechtes bezwangen, so befand sich dafür ohne Vergleich die weit gröſsere Zahl in dem Fall, den Anlockungen ihrer Sinnlichkeit unterlegen zu seyn. Man pflegt auch aus dieser Ursache die Vergehungen der Priester in Beziehung auf diesen Punkt immer nur gelinde zu bestrafen, und man schärft es nach der bekannten Regel „si non caste, saltem caute" den Cölibaters nachdrücklich ein, bey ihren Ausschweifungen den äuſserlichen Schein und das Aergerniſs zu vermeiden. In Italien und überhaupt in dem warmen Klima von Europa ist auch schon diese Vorsicht nicht mehr nöthig, und es giebt mehrere volkreiche Städte, wo es Sitte ist, die jungen Priester in dem beynahe ausschlieſslichen Besitze der Damengunst zu sehen.

Die Aufhebung des Cölibates würde unstreitig die Sitten des Klerus verbessern, und auſserdem noch ſelbst für die Religion die wichtigsten Folgen nach sich ziehen. Ohne Zweifel würde der beweibte Pfarrer viel geschickter, als der unbeweibte ſeyn,

einer Gemeinde als Seelsorger vorzustehen. Er kömmt in so viele Lagen, wo es für ihn äusserst nöthig ist, häusliche Verhältnisse zu kennen. Als Familienhaupt wirkt ſein Beyſpiel auf alle übrigen Familienhäupter. Sein Weib ist das Muster für alle Weiber ſeiner Gemeinde. In ſeinen Kindern erzieht er auch die Kinder ſeiner Dorfsgenossen.

Wenn die Pfarrer sich überall beweiben sollen; so müssen sie in den Stand gesetzt werden, jeder drückenden Nahrungssorge überhoben zu ſeyn. Ihre Besoldungen müssen ihren Bedürfnissen entsprechen. Sie dürfen aus Armuth nie verleitet werden, ihren Beruf zu verletzen. Auſser dem, was sie zum Unterhalt ihrer Familie, zur Erziehung ihrer Kinder nöthig haben, ſoll ihnen immer noch ſo viel übrig bleiben, in auſserordentlichen Fällen Unglücklichen mit augenblicklicher Hülfe Beystand leisten zu können.

Es kann bey den höchst ansehnlichen Fonds, aus denen die Kirchengüter bestehen, nie an Mitteln fehlen, die Besoldun-

gen der Pfarrer überall zu erhöhen. Man darf nur nach andern Grundsätzen und nach andern Rücksichten bey ihrer Verwendung zu Werke gehen. Es herrscht in der Austheilung des Kirchenvermögens eine so auffallende Ungleichheit, daſs es wohl höchst nöthig wäre, hierin eine ernstliche Veränderung vorzunehmen. Auch in der Kirche, so wie im Staat, hat eine auserwählte Klasse sich des Rechts angemaſset, alle Vortheile an sich zu ziehen, und alle Lasten von sich zu entfernen. Es giebt Pfründner, die ohne Arbeit überflüssige Einkünfte beziehen, und arbeitende Kongruisten, die bey ihrer Kongrua darben müssen. Wie viele sogenannte Benefiziaten ziehen die Einkünfte ordentlicher Seelsorger, ohne einen andern Beruf, als den des Messelesens, zu haben!

Wir werden hoffentlich von dem Vorurtheil zurückgekommen seyn, zu glauben, daſs es durch Meſsopfer möglich sey, einen Sünder zu retten. Diesem Vorurtheile verdanken wir zum Theile unsre meisten Meſsstipendien, so wie wir einem

ähnlichen so viele Klöster und Abteyen zu verdanken haben, welche von Fürsten als Versöhnopfer für ihre Vergehungen, oder wenigstens zur bessern Versichrung der Fortdauer ihrer Herrlichkeit jenseits des Grabes gestiftet worden sind.

Alle diese Stiftungen hatten unstreitig einen religiösen Zweck. Dieser kann aber nicht verfehlt werden, wenn man in den Mitteln, denselben zu erreichen, eine den Zeitbedürfnissen angemessene Veränderung vornimmt.

Es hat eine Zeit gegeben, wo es beynahe allgemeines Vorurtheil war, sich durch Stiftungen von Messen von den Folgen der Sünde befreyt, oder zum wenigsten in denselben erleichtert zu glauben. Wenn dieses Vorurtheil unsern Zeitbegriffen nicht mehr anpasset; wenn es im Gegentheile zu vermuthen ist, dafs man durch Beförderung der allgemeinen Sittlichkeit den Zweck der Religion viel sicherer erreichen, und folglich sich in dieser Beziehung viel gröfsere Verdienste erwerben kann; so wird es von dieser

Seite keine Verletzung des letzten Willens unserer Vorfahren seyn, wenn wir von ihren Stiftungen gerade einen solchen Gebrauch machen, als es nöthig ist, unsere Sitten zu verbessern.

Unsere Pfarrer, als Seelsorger, müssen fortan nicht bloſse Messeleser, sie müssen und können unsere eigentlichen Volkserzieher seyn, so fern wir nur im Ernste von dem so verderblichen Vorurtheile zurück kommen wollen, als reichte es zur Erfüllung unserer Religionspflichten hin, keine Handlung des äuſserlichen Gottesdienstes zu vernachläſsigen. Sobald wir aufhören, hierin den ganzen Umfang unserer Pflicht zu sehen, werden wir auch anfangen, zu bemerken, daſs es viel wichtiger und für den Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft viel ersprieslicher sey, wohlgebildete, gesittete, tugendhafte Menschen, als einen rohen, ungesitteten und lasterhaften Pöbel zu haben, der aus Müssigang oder Gewohnheit in die Kirche läuft, den Beichtstuhl besucht, und das Abendmahl einnimmt.

Die Kosten des öffentlichen Gottesdienstes können aus dieser Ursache überall vermindert, und dagegen die Besoldungen der Seelsorger erhöhet werden.

IV.

Vom Mönchswesen.

Wir brauchen zum Dienste der Religion keine Mönche mehr. Der geringe Nutzen, den ihre Jnstitute noch schaffen, kann auf andern Wegen erzielet werden.

Es wäre indessen ungerecht, alle Mönche ohne Unterschied aus ihren Klöstern zu reissen. Es giebt ein viel schicklicheres, ein viel gelinderes Mittel, dem Mönchswesen ein Ende zu machen. Die Ordensgelübde können, ohne der Religion zu nahe zu treten, aufgelöset, und die fernern Novizaufnahmen ohne Unterschied verboten werden. Man darf die Mönchsorden auslöschen lassen, aber nicht sie vertilgen. Durch Auflösung der Gelübde,

und durch Verbot der Novizenaufnahme werden in einer Reihe von Jahren alle Klöster aufhören.

Ausser den Instituten, welche sich dem öffentlichen Dienste, besonders der Krankensorge, gewidmet haben, könnten indessen noch immer einige andere als sichere Asylen für Schwärmer oder für Unglückliche beybehalten werden. Es kann Menschen geben, welchen es ein augenblickliches Bedürfnifs ist, sich aus der Gesellschaft zu entfernen. Es kann wieder andere geben, welche in der Einsamkeit den Frieden suchen, den ihnen unglückliche und unbefriedigte Leidenschaften geraubt haben. Der Schwärmer kann mit der Gesellschaft, die er verlassen hat, wieder ausgesöhnt, und der Unglückliche, der durch Leidenschaften den Gebrauch seiner Vernunft verloren hat, kann wieder geheilt werden. Folglich mufs es beyden unverwehrt bleiben, ihre vorige Stelle unter den Menschen wieder einzunehmen. Wenn für dergleichen Kommunitäten Statute nöthig sind, so dürften es doch nur solche

seyn, welche sich für die besondere Lage ihrer Glieder schicken. Alles, was dem Geiste oder dem Körper schaden kann, muſs daraus verbannt werden. Der Menschenfeind muſs für die Gesellschaft gewonnen, und der Unglückliche getröstet und beruhiget werden.

Vielleicht könnten auch für diejenigen, welche sich irgend einer abstrakten Wissenschaft widmen wollen, noch einige Klöster beybehalten werden.

V.

Von den Kirchengütern und von der Verwendung derselben

Wenn die Rede von Kirchengütern ist; so versteht es sich von selbst, daſs nicht von dem Standesvermögen der Geistlichkeit die Rede seyn könne. Der Klerus muſs über !! aufhören, ein eigener Stand zu seyn, folglich kann er als solcher auch kein eigenes Vermögen besitzen.

Allen Kirchenstiftungen liegt der öffentliche Nutzen zum Grunde. Der verschiedene Begriff, den man in verschiedenen Zeiten von diesem Nutzen hatte, ändert in der Hauptsache nichts, und ein Stipendium, das für eine gewisse Zahl von Messen gestiftet worden ist, bleibt immer Kirchengut, sey es auch, man würde den Genuſs desselben statt dem Messeleser einem Schullehrer übergeben. Der Stifter konnte zu seiner Zeit im Wahne stehen, daſs es besser sey, Messen zu lesen, als die Jugend zu unterrichten. Wir, die wir vom Gegentheile überzeugt sind, erfüllen den Willen des Stifters, wenn wir gleich für sein Stipendium keine Messen mehr lesen lassen, so fern wir nur davon einen solchen Gebrauch machen, daſs dadurch der Religion ein Nutzen zuwachse.

Da die Kirche aus allen Bekennern einer gewissen Religionsform besteht, so kann in diesen Beziehungen allerdings behauptet werden, daſs die Nationen Eigenthümerinnen dieser Güter seyen. Denn wir wissen nichts von Stiftungen für den Kle-

rus; alle Schenkungen sind entweder stillschweigend oder in jeder andern Rechtsform an die Kirche gemacht worden. Was namentlich dem Klerus geschenkt wurde, erhielt dieser nur als ein mit der Kirche gleichbedeutender Körper. Der Klerus kann sich nur so lange für den wahren Eigenthümer des Kirchenvermögens halten, als er ausschliesslich sich für das, was man unter dem Begriff einer Kirche versteht, ansehen läſst. Sobald dieser Begriff aufhört, hört auch das Recht des Klerus auf, das Vermögen der Kirche ausschlieſslich zu besitzen. Wenn ihm die Verwaltung und Verwendung desselben gestattet wird; so geschieht dieses aus Konvenienz, und ohne ein bestimmtes Recht hiezu zu haben. Der Kirche bleibt es immer vorbehalten, ihre Güter auf eine andere Weise verwalten zu lassen. Gleicher Weise ist sie befugt, von denselben einen für das Zeitbedürfniſs nöthigen Gebrauch zu machen.

Ohne Zweifel ist die Erhaltung des Staates der höchste Zweck aller Regierun-

gen. Folglich dürften, wenn alle übrigen Hülfsquellen erschöpft wären, allerdings die Kirchengüter zur Erreichung dieses Zwecks genützt werden. Allein man hat in neuern Zeiten dieser Befugniſs eine viel weitere Ausdehnung gegeben, und es wäre nicht unnöthig, die Fälle zu bestimmen, in welchen für den Staat das Recht einträte, das Kirchenvermögen anzugreifen.

Bey den unsinnigen Verschwendungen der Regenten kann nur zu oft der Fall eintreten, daſs die ordentlichen Einkünfte nicht mehr hinreichen, den öffentlichen Dienst zu bestreiten. Man vermehrt stehende Heere; man läſst sich ohne Noth in kostbare Kriege ein; man verschaft sich unnütze Allianzen. Vorgeblich sollten alle diese Armeen, alle diese Kriege, alle diese Allianzen zur Erhaltung des Staates abzwecken; aber oft sind es nur Mittel, denselben zu zerstören und aufzulösen.

Wenn der Staat durch die schlechte Verwaltung seiner Finanzen in die Nothwendigkeit geräth, bey der Kirche Hülfe zu suchen; so entzieht er sich gerade da-

durch eines der zuverläfsigsten und sichersten Mittel zu seiner Erhaltung. Nicht durch Eroberungen, nicht durch Siege, nicht durch Erweiterung seines Gebietes vermehrt er den Wohlstand des Volkes. Nur durch zweckmäfsige Einrichtung aller Kulturanstalten, durch Beförderung der Nationalindustrie, durch Veredelung der Sitten, durch Erhebung der Moralität lässet sich gewinnen, was durch keine Schlachten gewonnen werden kann. Jener Regent, welcher, um den Soldaten besolden zu können, den Volkslehrer darben lassen mufs, welcher durch Werbungen den gesündesten Theil der Landespopulation der Nationalindustrie entzieht, welcher durch kriegerischen Geist die Sitten verwildern läfst; — ein solcher Regent ist auf dem Wege, den Staat durch eben die Mittel, die seinem Vorgeben nach denselben erhalten sollten, zu zerstören.

Es wäre also zu wünschen, dafs der Regent durch das Vermögen der Kirche nie in den Stand gesetzt werden möchte, Angriffskriege anzufangen, oder fortzusez-

gen. Was auf solche Weise verschwendet wird, kann so leicht nicht wieder ersetzt werden, und wir sehen nahe genug an Beyspielen, was aus einem Volke wird, welcher das sämmtliche Vermögen der Kirche zersplittert hat. Was durch wohl oder übelverstandene Frömmigkeit unserer Voraltern wahres Kirchengut geworden ist, kann heut zu Tage aus mehreren Gründen wohl schwerlich mehr zusammen gebracht werden. Schon allein dieser Umstand soll wichtig genug für uns seyn, mit Geiz einen Schatz zu verwahren, der, wenn er einmal verschwendet ist, bey unsern gegenwärtigen Bedürfnissen, bey unserm Hange nach Ueppigkeit und Genuſs nicht so leicht wieder gesammelt werden kann.

Wenn sich also der Staat als Eigenthümer des Kirchenvermögens erklärt; so soll dieses überall mit der ausdrücklichen Verpflichtung geschehen, von demselben nur einen seiner Bestimmung angemessenen Gebrauch zu machen. Jeder andere Gebrauch, als wozu dieses Vermögen ausdrücklich von den Stiftern bestimmt wor-

den ist, muſs für wahren Raub angesehen werden.

Es liegt in der Natur des Menschen, sich gerne an fremdem Gute zu vergreifen. Aus dieser Ursache wäre es vielleicht sogar nothwendig, die Geistlichkeit noch ferner im Besitze des Rechts zu lassen, das Kirchenvermögen zu verwalten. Man kann dieselbe mit Grunde nicht anklagen, bisher gewissenlose Verwalter gewesen zu seyn. Unter ihrer Administration ist wenigstens jenes Vermögen nicht geschmälert worden. Alles, worüber man sich mit Recht zu beschweren hat, ist der zwecklose Gebrauch, den sie davon machte. Dieser Beschwerde kann aber von dem Augenblick an abgeholfen werden, als man mittelst bestimmter Gesetze dafür sorgt, daſs dieses Vermögen zweckmäſsig verwendet werde.

Unstreitig sind es nur moralische Zwekke, wegen welcher wir Religion haben müssen. Um diese zu erreichen, bedarf es auch nur bloſs moralischer Mittel. Dahin gehören alle Erziehungsanstalten. Der

Mensch hat in so fern Religion, als er seine Pflichten und die Nothwendigkeit kennt, diese zu erfüllen. Wer seine Schuldigkeit aus bloſser Furcht vor Strafe thut, ist von dem Lastthiere nicht verschieden, das nur durch die Peitsche des Führers in Bewegung gebracht werden kann.

Wenn der Staat ohne Religion nicht bestehen kann, so richtet er sich zu Grunde, so bald er sich von den Mitteln entblöſset, sie befördern zu können. Man kann wohl Aberglauben und Fanatismus verbreiten; aber die Religion flieht, wo jene zu herrschen anfangen. Nie kann ein abergläubisches, fanatisches Volk ein religiöses Volk seyn. Unwissenheit und Barbarey vernichten alle Religionskenntnisse. Nur aufgeklärte Völker haben den Vortheil, in die Geheimnisse der wahren Religion einzudringen.

VI.

Von Kirchenversammlungen.

Die Päbste konnten als Päbste nie wünschen, daſs sich die Kirche versammle. Wozu auch dieſs? In ihren Personen vereinigten sich alle Gewalten. Sie waren Gesetzgeber und Vollzieher. Ihre Entscheidungen hatten den Charakter der Unfehlbarkeit.

Die mehresten Kirchenversammlungen wurden zu einer Zeit gehalten, wo der päbstliche Monarchismus noch nicht auf festem Grunde stand, und wo es in der Kirche noch eifersüchtige Aristokraten gab, welche der Ausbildung dieses Monarchismus Hindernisse in den Weg legen konnten. Sehr viele Konzilien wurden auch von weltlichen Regenten zusammen berufen. Wie viele Mühe kostete es nicht, die letzte Versammlung in Trient zu Stande zu bringen!

Aus der Konziliengeschichte ergiebt sich, daſs auf denselben zum Vortheil der Religion und der Kirche sehr wenig ge-

schehen ist. In den ersten Zeiten war es fast immer nur um das Interesse von Partheyen zu thun, die nach einander im Schoofse der Kirche entstanden sind. Gemeiniglich siegten diejenigen, auf welche der Schutz eines mächtigen Kaisers gefallen ist. In unsern Zeiten wufste sich der päbstliche Hof durch die Menge seiner Kreaturen immer die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen. Wie ganz anders wäre nicht das Resultat des Tridentinums ausgefallen, wenn die vielen italienischen Bischöfe und Theologen den muthigen Reformationsgeist der deutschen und französischen Parthey nicht gelähmt hätten!

Diejenigen Konzilien, welche eigentlich den Nutzen der Kirche hätten befördern können, sind am römischen Hofe immer für unerlaubte Winkelrottierungen gehalten worden. Nimmermehr wird man päbstlicher Seits eingestehen, dafs in Basel und Konstanz die wahren Väter der Kirche versammelt, und ihre Dekrete gültige Dekrete gewesen seyn. Man hat den Beschlüssen dieser Versammlungen immer

die Beschlüsse des Kirchenraths von Florenz entgegen gesetzt. Natürlich! Auf diesem Konzilium wurde die Macht des Pabstes dogmatisch entschieden, die auf jenem mit den schneidensten Waffen gebrochen wurde.

Die Kirche ist keine Monarchie. Wenn es in monarchischen Staaten gefährlich scheint, die Landstände zusammen zu berufen; so fordert es im Gegentheil die Verfassung der Kirche, das durch die List der Päbste vernichtete Repräsentativsystem wieder herzustellen. Die Kirche kann und darf keine Monarchie, sie muſs eine Republik seyn. Ihre natürlichen Repräsentanten sind nicht bloſs die höhern Prälaten, auch nicht bloſs der Klerus als Stand, sondern jeder Katholike kann als Mitglied, seine Kirche repräsentieren.

Es ist nicht möglich, daſs die allgemeine Kirche, die aus allen Individuen, die ihr anhängen, besteht, sich versammle, Diese müssen sich repräsentiren lassen, und zwar durch Repräsentanten, die selbst wählen, Der Landesherr hat als

Landesherr kein Recht, die Kirche zu repräsentiten. Er ist ihr Beschützer, und seine Befugnisse reichen nicht weiter, als zu verhindern, daſs die Polizeygesetze der Kirche dem höhern Staatszwecke, das ist, der Erhaltung und Sicherheit des Staates nicht gefährlich werden.

Zu einer Kirchenversammlung gehören alle Bischöfe. Jeder Staat könnte ausser diesen eben so viele Pfarrer, als Landesbischöfe sind, dahin deputiren. Die weltliche Deputation müſste der Zahl nach der geistlichen gleich seyn. Die Pfarrer einer Provinz oder eines Staates wählten ihre Repräsentanten aus ihrer Mitte. Die weltlichen Deputirten könnte das Volk, oder wo dieses nicht angienge, der Landesherr ernennen.

Auf einer Versammlung der allgemeinen Kirche können nnr solche Gegenstände verhandelt werden, welche für die Kirche von allgemeinem Interesse sind. Dahin gehören Dogma und Disziplin. Ohne Zweifel würde es für die Religion von groſsem Nutzen seyn, wenn die katholische Dog-

matik einer strengen Revision unterworfen, und aus derselben alles, was unsern bessern Begriffen widerspricht, entfernt würde. Das zu viele Glauben schadet der Religion weit mehr, als man denkt. Es giebt nur deswegen so viele Ungläubige, weil man zu vielen Glauben fordert. Die Wiederherstellung des freyen Gebrauchs der Vernunft in Sachen der Religion wird für diese so wenig nachtheilig seyn, daſs es sogar nur einzig noch mittelst dieses freyern Gebrauches möglichwerden wird, die Religion zu retten.

Die Schriften des neuen Bundes bleiben immer die Quelle unserer Religion. Man hat bis dahin den Katholiken den Gebrauch derselben nur deswegen erschweret, um das Infallibilitätssystem der Päbste aufrecht zu halten. Hoffentlich wird man es nicht wieder dahin kommen lassen, dieses verderbliche System zur Grundlage der Religion zu nehmen. Denn durch dasselbe ist zwar das Priesterthum, aber nicht die Religion begründet worden. Wir bedürfen der letztern, und nicht der ersten,

so fern es uns mit einer Verbesserung unsers kirchlichen Zustandes wahrer Ernst ist.

Es kann uns an Mitteln nicht fehlen, die Urkunden des Christenthums auf eine Art zu benutzen, daſs wir daraus wesentliche Vortheile für unsere Religion ziehen. Wenn die Bibel ihr Ansehen verloren hat, so ist dieses nur deswegen geschehen, weil man sie aus Miſsverstand oder Unwissenheit miſsbrauchte. Wohldenkende Katholiken werden nicht anstehen, die Vorarbeiten fleiſsiger Protestanten zu benutzen, und mittelst derselben den Gebrauch der biblischen Schriften gemeinnütziger zu machen. Man hat gar nicht Ursache, miſstrauisch gegen Protestanten zu seyn. Denn nur diesen allein haben wir es zu verdanken, daſs das Christenthum noch fest steht, welches durch das römische Priesterthum in seinen Grundfesten erschüttert worden ist.

Dieser Vorwurf ist hart, ich gestehe es. Er ist aber gegründet. Keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgehen,

dafs es mit dem Christenthum geschehen seyn würde, wenn das Pabstthum auf dem Fufse stehen bliebe, auf welchem dasselbe gegenwärtig steht. Auf der einen Seite der kühnste Unglaube, und auf der andern der gedankenloseste Aberglaube, steht die Religion hülflos in der Mitte, von keiner Parthey nach ihrer Würde vertheidiget. Man scheint sogar in dem unglücklichen Wahne zu stehen, dafs die Religion in eben dem Verhältnisse gewinne, in welchem der Aberglaube des Pöbels fanatischer wird. Man ist zufrieden, dafs das Volk wieder anfängt, an die Wunderkräfte taumaturgischer Bilder zu glauben, ohne zu bedenken, dafs ein solcher Schwindel viel eher zur Zerstörung als zur Erhaltung der Religion diene. Man will überall nur die Religion des Pöbels, und nirgends die Religion der Vernunft in Schutz nehmen. Man macht die Religion zu einem Gegenstand der Leidenschaften, die doch nur ein Gegenstand der Vernunft seyn soll. Wie viel näher kommen hierinne nicht die Protestanten zum

Ziele! Ihre von dem Licht der Vernunft geleiteten Arbeiten im Gebiete der Religion zwecken auffallend dahin, diese von dem Wust zu reinigen, der sie lange Zeit nur zur Religion des Pöbels machte. Sie stellen zwischen Vernunft und Religion eine Harmonie her, ohne welche diese nie bestehen kann.

Soll der Gebrauch der Bibel den Katholiken frey gegeben werden, so müssen auch die gewöhnlichen Katechismen, nach welchen die Jugend unterrichtet wird, eine andere Gestalt erhalten. Auch dieses kann durch die allgemeine Kirchenversammlung bewerkstelliget werden. Es wird bey dem Üeberflusse an Hülfsmitteln zu einer solchen Arbeit nicht schwer seyn, ein brauchbares Unterrichtsbuch für die Jugend zu liefern. Nur muſs man dabey vor allen Dingen dahin sehen, die Wahrheiten der Religion weniger zur Sache des Gedächtnisses, als zur Sache des Verstandes und des Herzens zu machen. Wir bedürfen keiner Mystik. Die Religion ruht auf

Wahrheiten, welche dem Verstande klar seyn müssen.

Hiernächst verdient die Bildung des katholischen Priesterstandes eine besondere Aufmerksamkeit. Der Priester braucht Kenntnisse und Sitten. Um beydes zu erlangen, müssen die öffentlichen Schulanstalten nothwendig verbessert werden. Der Religion ist nicht mit Polemikern, ihr ist nur mit Seelsorgern gedient. Weg also mit aller Polemik aus den theologischen Wissenschaften! Man wird die Feinde der Religion viel eher mit den Waffen der Vernunft, als mit den Keulen der Polemik zu Boden schlagen. Selbst die Dogmatik sey fortan nicht mehr Hauptwissenschaft des Theologen. Diese gehört in das Gebiet der Geschichte. Statt des traurigen Wustes, womit man bis dahin die Köpfe der dem Kirchendienste gewidmeten Kandidaten anfüllte, gebe man ihnen vielmehr Mittel an die Hand, sich die zur würdigen Amtsführung unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben. Dahin gehören vor allen Dingen diejenigen, welche ih-

nen den Gebrauch der biblischen Schriften erleichtern. Nicht bloſse Sprachkenntnisse, auch eine nähere Bekanntschaft mit dem Geist des Zeitalters, worin der Stifter des Christenthums lebte, wird nöthig, um in der Exegetik weitere Fortschritte zu machen.

Der Priester soll in keinem Fache des menschlichen Wissens ganz fremd seyn. Folglich dürfte es nicht ganz ohne Nuzzen seyn, die eigentlichen theologischen Kurse abzukürzen, um für andere Fächer der Gelehrsamkeit *Zeit* zu gewinnen. Man wird es vielleicht lächerlich finden, wenn ich von einem Landpfarrer fordre, daſs er selbst einige medicinische Kenntnisse besitzen soll. Aber die Sache hört auf, lächerlich zu seyn, wenn man weiſs, wie oft ein solcher Pfarrer in Fälle kommen kann, wo es um augenblickliche Hülfe eines Arztes zu thun ist. Noch unentbehrlicher sind für ihn ökonomische Kenntnisse. Er kann zu dem häuslichen Wohlstand einer Gemeinde ungemein viel beytragen. Und wer begreift nicht, daſs

es mitunter auch eben von diesem Wohlstand abhange, einem Volke Religion beybringen zu können? Ein unter dem Druck der Armuth schmachtendes Volk wird selten diejenige Heiterkeit erlangen, die es braucht, um die wichtigsten Religionswahrheiten in ihrem reinen Sinn zu fassen.

Die Pastoralklugheit läſst sich nicht als Wissenschaft behandeln. Sie ist ein Werk der Uebung, der Erfahrung, und einer tiefen Kenntniſs des menschlichen Herzens. Schon hieraus ergiebt sich, wie schwer es sey, brauchbare Subjekte für das Priesteramt zu bilden. Denn Kenntnisse allein reichen nicht hin, diesem Amte mit Würde vorzustehen. Der Priester muſs auch Sitten haben; er muſs ein feines Gefühl für Tugend besitzen. Woher sonst die Verachtung dieses Standes, als daher, daſs die Sitten desselben nicht immer empfehlenswerth sind? Es giebt unter den katholischen Geistlichen ohne Vergleich mehr Trunkenbolde, als nüchterne, mehr Wollüstlinge, als enthaltsame, mehr

Spieler als arbeitsame Menschen. Natürlich findet eine Menge unter ihnen, deren einziger Beruf nur das Messelesen ist, keinen Drang, ihre müſsige Zeit mit nützlichen Geschäften auszufüllen. Ihnen genügt mit den seichten Schulkenntnissen, die sie in ihrer Jugend erworben haben, und sie kennen das edle Bedürfniſs nicht, ihren Verstand mit neuen Einsichten zu bereichern. Dieser unbehülfliche Müssiggang ist ohne Zweifel eine der Hauptquellen des Sittenverderbnisses der Geistlichkeit. Diesem kann von dem Augenblick an abgeholfen werden, als man dafür sorgen wird, den Beruf des Messelesens mit dem viel edleren der Jugenderziehung zu vereinigen.

Es kann kein verderblicheres Vorurtheil geben, als jenes ist, welches den Stand des Schullehrers erniedriget. Dieser ist es, von welchem die Nationalkultur für Jahrhunderte hindurch ausgeht. Die eigentlichen Gelehrte und Künstler wirken nur auf den geringern Theil eines Volkes. Die groſse Masse desselben erhält ihre Bil-

dung in den Landschulen. Ihre Verbesserung stehet mit der Verbesserung des Kirchenwesens in so genauer Verbindung, dafs eines ohne dem andern durchaus nicht denkbar ist.

Es würde sicher ohne Nachtheil des Kirchendienstes geschehen können, wenn man die endlose Zahl müssiger Mefspriester anhalten würde, der JugendUnterricht zu geben. Denn es kann uns an Messen bey weitem so viel nicht gelegen seyn, als daran, dafs das Volk unterrichtet werde. Ein unwissendes Volk ist selten ein religiöses, und fast immer nur ein fanatisches Volk. Wir brauchen Religion. Um diese zu erlangen, bedürfen wir des Unterrichts.

Endlich würde eine allgemeine Kirchenversammlung ihre Aufmerksamkeit auch auf die Einrichtung des äufserlichen Gottesdienstes wenden müssen.

Es ist nicht zu läugnen, dafs es eine sehr zahlreiche Klasse von Menschen giebt, welche sich über die Pflicht, dem kirchlichen Gottesdienste beyzuwohnen, hinwegsetzen. Eben so wenig ist es zu läugnen,

dafs gerade diese Menschen, welche eine solche Pflicht vernachläfsigen, nicht die schlimmsten sind. Woher diese Erscheinung? Sicher nur daher, dafs man in die Beobachtung der äufserlichen Religionspflichten einen weit höhern Werth setzte, als in die Erfüllung ihrer innern Gebote; dafs man es versäumte, diesen Gottesdienst interessant zu machen, dafs man denselben mit lächerlichen Mumereien und mit Gebräuchen vermengt, welche den Reiz, den sie ehemals hatten, nun längst verloren haben. Es mag allerdings einst nöthig gewesen seyn, durch religiöse Anstalten auf die Sinne zu wirken. Allein gegenwärtig ist es viel wichtiger, den Verstand zu belehren, als die Sinne zu betäuben. Es ist unser dringendstes Bedürfnifs, Sitten und Tugenden zu haben. Wo diese fehlen, werden uns Messen, Prozessionen, und dergleichen jüdische, heidnische Zeremonien wenig nützen.

Alle Menschen, welche an das Daseyn Gottes glauben, werden leicht überzeugt werden können, dafs seine Woh-

nung in dem unermeſslichen Raum der Welten sey. Aber nur wenige und immer weniger werden in dem Glauben, daſs Gott nur in den von Menschenhänden gebauten Tempeln und in den Tabernakeln wohne, festgehalten werden können. Ohne Zweifel rührt die Erscheinung, daſs so wenige Menschen aus den höhern und gebildeten Ständen die Kirche besuchen, hauptsächlich auch von daher, daſs uns die Priester zwingen wollen, ihrem eigenen Machwerk göttliche Verehrung zu beweiſen.

Diesem Uebelstande wäre leicht abzuhelfen, wenn man den Muth hätte, unsern sinnlichen Vorstellungen von dem höchsten Wesen eine andere Richtung zu geben. Wozu braucht es überhaupt eines sinnlichen Bildes, um uns von dem Daseyn dieses Wesens zu überzeugen? Giebt es denn keine erhabenern Vorstellungen, als solche, die wir in unsern Kirchen wahrnehmen?

Es wäre für die Religion wohl schwerlich ein Nachtheil zu besorgen, wenn

man aufhören würde, in der Gestalt des von dem Priester konsekrirten Brodes den wahren Leib unsers Heilandes zu finden. Diese Meynung läſst sich ja ohnehin kaum mehr mit haltbaren Beweisen vertheidigen. Wenigstens kann man den biblischen Stellen, deren man sich bedient, keine Beweiskraft mehr beylegen. Wir wissen es nur zu gut, daſs diese Lehrmeynung nur deſswegen, um das Priesterthum zu verherrlichen, in die katholische Dogmatik aufgenommen worden ist.

Es giebt selbst unter katholischen Priestern nur noch wenige, welche im Ernste an die Zauberkraft der Worte glauben, wodurch das Brod aufhören soll, Brod zu seyn. Ohne Vergleich der weit gröſsere Theil der Priesterschaft würde sich gerne eines Geschäftes überhoben sehen, dessen er sich vielleicht heimlich schämt. Für ihn giebt es ein viel edleres Geschäft, einen viel edleren Beruf. Christus war im höhern Sinne des Wortes Volkslehrer. Seine Jünger folgten ihm in diesem Amte.

Wir wissen nichts von ihren Messen, desto mehr aber von ihrem Lehramte.

Die Katholiken sind verpflichtet, an Sonn- und Feyertagen Messe zu hören, sie sind es aber nicht, einer Predigt beyzuwohnen. Wie zwecklos! Als wenn es, um Religion zu haben, nicht vorerst nöthig wäre, unterrichtet zu werden!

Wäre aber auch die Messe eine heilige Handlung des Gottesdienstes, so würde sie doch schon dadurch entheiliget, daſs sie so oft, in so vielen Kirchen, auf so vielen Altären, und in einer so lächerlichen Mummerey gehalten wird. Will man durch äuſserliches Gepränge auf die Sinne wirken, so muſs man Handlungen dieser Art nur selten wiederholen. Vielleicht wäre es nicht ohne Vortheil für die Religion, wenn alle unsere Tempel ausschlieſslich nur dem Religionsunterricht gewidmet, die öffentliche Andachtsfeyer hingegen unter freyem Himmel, und zwar nur selten, gefeyert würde. Man könnte auf diese Art für die äuſserliche Pracht einer solchen Feyer im Ganzen einen viel gröſsern Auf-

wand machen, als es theilweise in kleinern Kirchen möglich ist. Ein solches Fest könnte ausserdem noch durch eine Menge zweckmässiger Anstalten interessant gemacht werden. Man könnte an solchen Tagen der allgemeinen Volksandacht gewisse ausgezeichnete Tugenden belohnen; man könnte das Alter ehren, die Jugend ermuntern, die Armuth unterstützen; man könnte vielleicht auch das Laster der öffentlichen Schande preis geben.

Die Seltenheit solcher Feste wird kein Hinderniss seyn, den Menschen einen Geschmack für häusliche Privaterbauung beyzubringen. Es wird leicht seyn, denjenigen, welche nicht geübt genug sind, in ihrem eigenen Herzen irgend eine schickliche Formel zu finden, worin sie ihr Gebet einkleiden könnten, ein brauchbares Erbauungsbuch in die Hände zu geben. Diese Erbauung ist es, die man vor allen Dingen zu befördern suchen soll. Der Christ kann in der Einsamkeit, wenn er mit sich selbst zu Rathe geht, von dem Gefühl seiner Pflichten viel tiefer, als in

den öffentlichen Versammlungen, durchdrungen und erschüttert werden.

Die Ohrenbeichte ist ebenfalls eine Ursache, warum so viele Katholiken den Kirchendienst zu vernachläſsigen anfangen. Es giebt sehr viele Menschen, die es zur Beruhigung ihres Gewissens nicht mehr für nöthig halten, dem Priester alle ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Eben so viele giebt es, welche an die göttliche Einsetzung der Ohrenbeichte nicht mehr glauben. Sie wissen es, daſs dieselbe die spätere Erfindung schlauer Köpfe war, welche sich dadurch die Herrschaft über die Welt zu erleichtern suchten. Der Miſsbrauch, den man vom Beichtstuhle machen kann, ist viel bedeutender, als der Nutzen, den er verschafft. Selbst die Moralität hat durch ihn gelitten. Die Lehre von der wirksamen Kraft der priesterlichen Lossprechung ist eine der verderblichsten Lehren der katholischen Kirche. Wenn sie auf der einen Seite das Gewissen beruhiget, so verstärkt sie auf der andern den Hang zu Vergehungen, für

die man so leicht Verzeihung erhält. Der Prediger braucht, um herrschenden Verbrechen auf die Spur zu kommen, das heimliche Tribunal des Beichtstuhles nicht. Er wird als Seelsorger seine Gemeinde auch ohne Beichtstuhl kennen lernen, so fern er die für sein Amt nöthige Welt- und Menschenkenntniſs besitzt. Wie wenige Beichtväter können sich denn rühmen, durch die bloſse Beichte verhindert zu haben, daſs ein Mädchen, welches Einmal gefallen ist, nicht zum zweytenmal fiel? Sind Jünglinge, die sich dem Laster der Selbstbefleckung ergeben haben, der Beichte wegen wohl enthaltsamer geworden? Giebt es deswegen, weil die Sünde des Ehebruchs gebeichtet werden muſs, weniger Ehebrecher?

Die Kirchenversammlung würde also durch die Abschaffung der Ohrenbeichte, statt deren man die öffentliche Schuldbekennung einführen könnte, der Religion so wenig Abbruch thun, daſs diese dadurch sogar gewinnen würde.

Der Heiligendienst ist gleichfalls ein

Hinderniſs der Aufnahme des Christenthums unter den Katholiken. Es geziemt Menschen nicht, Heilige zu machen. Wenn die ersten Märtyrer der christlichen Religion wegen ihres Heldenmuths unsere Bewunderung verdienen, so ist es zum wenigsten sehr zwecklos, uns eine Menge unbedeutender Menschen, deren Verdienste oft nur die müſsigen und unfruchtbaren Tugenden schmutziger Mönche sind, zur besondern Verehrung und Nachahmung aufzustellen. Wie wenige Heilige der römischen Kirche giebt es, die sich durch wahre Tugenden um die Welt verdient gemacht haben? Es sind gemeiniglich Päbste, welche Könige gestraft, oder Könige, welche Klöster gebaut, oder Fanatiker, welche neue Mönchsorden gestiftet, oder Schwärmer, welche in Schmutz, Betteley und Müſsiggang gelebt haben. Es ist der höchste Unsinn, Eigenschaften zu präkonisiren, welche der Gesellschaft mehr schaden als nützen. Giebt es denn keine andern christlichen Tugenden, welche der Nachahmung werth sind? Müssen es denn

nur Fanatiker seyn, deren Wandel Glanz auf die Religion zurückwerfen soll?

Weg also mit diesen zweydeutigen Heiligen von unsern Altären! Man findet ihrer, wenn man ja Heilige braucht, noch genug unter allen Ständen, deren Leben und deren Beyspiel für uns lehrreich seyn kann.

Die taumaturgischen Bilder verdienen gleichfalls die Aufmerksamkeit einer Kirchenversammlung. Statt Beförderungsmittel der wahren Andacht zu seyn, machen sie vielmehr die Religion nur lächerlich. Wie mannigfaltig z. B. sind nicht die Verhältnisse der Mutter des Heilandes, um ihre Abbildungen für uns interessant zu machen! Und gleichwohl bemüht man sich, den häſslichsten Gestalten, die man ihr giebt, ganz vorzügliche Ehre zu bezeugen. Man zieht ganze Schaaren nach Loretto, Einsiedeln, Zell und Oetingen, wo die Müttergottessen gegen einander in der Häſslichkeit wetteifern. Warum sieht man in den katholischen Kirchen und Kapellen so oft den Heiland zerfleischt am Kreuz, und so sel-

ten in der viel edlern Gestalt eines Lehrers? Ach! seine Lehren sollen für uns viel wichtiger, als seine Leiden seyn. Wir sind nicht deswegen Christen, weil er gelitten; wir sind es, weil er uns Wahrheiten eröffnet hat, die uns glücklich machen können.

VII.

Schluſs.

Was durch das Ansehn einer Kirchenversammlung bewerkstelliget werden könnte, würde durch die individuellen Bemühungen einzelner Regenten wohl kaum zu Stande gebracht. Wenn es auch diesen an Entschlossenheit und Einsichten nicht fehlte, theilweise Verbesserungen in dem Kirchenwesen vorzunehmen, so würde es ihnen doch sicher an dem nöthigen Zutrauen von Seiten des Volkes, und an hinlänglicher Unterstützung von Seiten ihrer Landesgeistlichkeit fehlen. Wir sehen zum Theil, wie unglücklich die Versuche ausfielen, die Joseph II. und Leopold II. wagten. Eine fatale Reaktion hat beynahe alles Gute vernichtet, welches diese beyden Monarchen auf verschiedenen Wegen gestiftet haben.

Eine allgemeine Versammlung der Kirche, vorausgesetzt, dafs die Mehrheit ihrer Glieder guten Willen und Einsichten genug hätte, würde viel sicherer, als ein weltlicher Regent, den Fanatismus der Völker entwaffnen. Diese sind leicht zu belehren, sofern man es versteht, den Aufwallungen ihrer Leidenschaften vorzubauen. Die Gewalt derselben bricht an den Gründen der ruhigen Vernunft. Der Mensch ist nicht abergläubisch, weil es in seiner Natur liegt, abergläubisch zu seyn; er ist es, weil es ihm an Unterricht fehlt. Seine Natur bestimmt ihn viel eher zu richtigen, als zu verkehrten Begriffen. Die Religion mufs die Vernunft aufklären. Leidenschaften beunruhigen und zerstören sie. Unter allen Leidenschaften ist der Fanatismus die furchtbarste.

Man hat sehr unrecht, sich vor Reformationen zu fürchten. Diese können

von der Vernunft geleitet werden. Revolutionen hingegen sind das Werk der Leidenschaften. Der Klugheit ist es gemäſs, in Zeiten schadhafte Theile zu verbeſſern; widrigenfalls setzt man sich der Gefahr aus, nichts mehr verbessern zu können.

Die katholische Kirche befindet sich in diesem Falle. Selbst ihren eifrigsten Bekennern ist es nicht mehr möglich, sich die Gefahren zu verheimlichen, die ihr bevorstehen. Es ist grobe Täuschung, zu glauben, daſs es nur boshafte Feinde der Religion seyen, welche in der Absicht, sie zu vernichten, über ihren Verfall laut schreien. Nein! ihre gefährlichsten Feinde sind nicht diejenigen, welche eine Reformation wünschen, sondern jene sind es, welche sich ihr widersetzen, welche den Aberglauben für eine Schutzwehr der Re-

ligiosität, und den Fanatismus für ein kräftiges Mittel ansehen, die Moral der Völker zu verbessern.

Man verlangt Schonung für die Irrthümer des Pöbels. Wie aber, wenn diese Irrthümer die Quelle seines moralischen Verderbens sind? Wenn der Aberglaube sein Herz dem wohlthätigen Einflusse praktischer Religionswahrheiten verschließt? Wenn der Fanatismus die Ursache der traurigsten Zerrüttungen in der bürgerlichen Gesellschaft ist? Verdienen diese Irrthümer auch dann noch Schonung? Der unglücklichste Irrthum ist ohne Zweifel auf Seite derjenigen, welche aus Furcht, den Pöbel in seinen Religionsbegriffen irre zu machen, es mit Gleichgültigkeit sehen können, daſs durch eben diese Begriffe die Religion zerstöret wird.

Man muſs die Religion des Volkes den Begriffen desselben anpassen, sagt

man. Allerdings! Aber warum will man denn diese Volksbegriffe nicht veredeln? Warum sie nicht von den gröbern Vorurtheilen befreyen? Ohne Zweifel dringt ein vorurtheilsfreyer Mensch weit gewisser und tiefer in den Geist der Religion, als ein solcher, dessen Begriffe von Irrthümern oder von Unwissenheit verwirret und beschränkt sind. Eine Lehre, deren Zweck es ist, Menschen zu beglücken, darf nicht in mysteriöses Dunkel gehüllt seyn. Der Hang unserer Natur nach Mystik kann noch keineswegs die Nothwendigkeit darthun, die wichtigsten Wahrheiten in einem geheimnifsvollen Schleier zu verbergen. Was wahr ist, darf sich ungescheut den Blicken der Welt darstellen. Ohnehin bleibt bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände des menschlichen Wissens noch immer genug verborgen, was unsere Wifsbegierde reizen und beschäftigen kann.

Eine Lehre, welche unsern im Reiche der Wahrheit gemachten Entdeckungen offenbar widerspricht, hört auf für uns Wahrheit zu seyn. Eben so wenig kann auch durch Gesetze die Grenze bestimmt werden, über welche hinaus der menschliche Geist in seinen Forſchungen sich nicht schwingen soll. Dieses ist ja eben der gröſste Vorzug, der den Menschen über die Thiere erhebt. Warum denn steht der Mensch aufrecht, warum hebt er sein Haupt empor, wenn es nicht darum wäre, weil er mit Kräften ausgerüstet ist, die es ihm möglich machen, über sich in den unendlichen Raum der Welten aufzublicken?

Die Idee von einer Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts ist keine Chimäre. Unser physischer Körperbau wird den Gesetzen der Natur zufolge immer der nämliche bleiben. Wir kennen die

Gränzen der körperlichen Vollkommenheit. Nicht so die unsers Geistes. Was wir wissen, ist von dem, was wir wissen könnten, nur der geringere Theil. Für die Fortschreitung unsers Verstandes giebt es keine Gränzen. Wir können darin aufgehalten, wir können zurück geworfen, aber des Vermögens, wieder vorwärts und immer weiter zu schreiten, nie ganz beraubt werden. Nur der hassenswürdigste Tyrann kann sich erkühnen, den menschlichen Geist fesseln zu wollen.

Es giebt Begriffe, die ihre Dauer nur einem trägen Stillstand der Vernunft zu verdanken haben. Von dieser Art sind die meisten religiösen Volksbegriffe. Aber wäre es nicht höchster Unsinn, den Bestand der Religion von Begriffen abhängig zu machen, die einem fortdauernden Wechsel unterworfen sind?

Der gröſste Triumph, dessen sich das Christenthum als Religion erfreuen kann, ist unstreitig die harmonische Uebereinstimmung der Lehren desselben mit den Lehren der Vernunft. Wer kann es auch läugnen, daſs eben durch die Fortschritte, die unsere Vernunft im Reiche der Wahrheit macht, die Religion immer mehr und mehr befestiget wird? Die Vernunft kann eine Feindin des blinden, trägen Glaubens seyn; sie ist aber darum nicht auch zugleich eine Feindin der Religion. Nur Heuchler und Unwissende können sie vernichten. Vor ihrer Kraft braucht die Gottheit nicht zu zittern. Die höchst ausgebildete Vernunft vermehrt die Ehrfurcht für das höchste Wesen. Unverstand und Fanatismus können nicht begreifen, was die Vernunft begreift. Wer, um Gott näher zu seyn, eines Tempels bedarf, weiſs nicht, daſs schon das unsichtbare

Sonnenstäubchen das Daseyn eines höchsten Wesens beurkundet.

Man mag vielleicht fürchten, durch eine Reformation des katholischen Kirchenwesens sich dem Protestantismus zu nähern. Eitle Furcht! Lasset uns immer näher an denselben anschliefsen. Wir werden durch eine solche Annäherung nichts verlieren. Wir werden an ihm nicht mehr die Sekte des sechszehnten Jahrhunderts finden. Die Unterscheidungsmeynungen unserer Kirche sind nur blofse Sektenmeynungen. Wir werden dem Christenthum nur in so ferne immer näher kommen, als wir uns von solchen Meynungen entfernen. Wir müssen nur Christen seyn, und sollten wir, um dieses werden zu können, auch aufhören müssen, römische Katholiken zu seyn. Erst denn können wir hoffen, alle kultivirten Völker zu Einem Religionsbekennt-

nisse zu vereinigen, wenn dieses Bekenntniſs alles ausschlieſst, was Sektenhaſs und Glaubenstyranney befördern kann.

Es muſs jedem aufgeklärten, jedem wohldenkenden Regenten von höchster Wichtigkeit seyn, die gesunkene Moral der Völker wieder empor zu heben. Durch Festhaltung an Meynungen, die leicht zu erschüttern sind, wird dieses nicht bewerkstelliget werden können. Der Glaube allein ist eine schwache Stütze der Moralität. Tiefe Ueberzeugung ist die Seele guter Handlungen.

Man hat sehr Unrecht, das gänzliche Verschwinden der Moralität unter einem groſsen Theile der französischen Nation der Vernichtung des Priesterthums zuzuschreiben. O! Jene war schon vernichtet, ehe es zum Ausbruch der Revolution kam.

Man wird aber auch vergebens die umgestürzten Altäre wieder aufrichten, vergebens das Priesterthum wieder auf den vorigen Fuſs herstellen, vergebens den Bischöfen und Aebten ihre Einkünfte und ihr Ansehen wieder verschaffen; die Religion wird um nichts desto weniger vernichtet seyn, so lange man es nicht dahin bringt, den Franzosen wieder Moralität zu geben. Man wird wieder Priester ohne Religion, und einen Glauben ohne Tugenden haben.

Man spricht von einer Verschwörung gegen den Altar. Was versteht man darunter? — Das römische Pabstthum oder das Christenthum? — Es kann allerdings Gegner des erstern geben. Aber deswegen sind sie nicht nothwendig auch Gegner des letztern. Es ist bloſser Leichtsinn und Miſsverstand, daſs Voltaire

und die ftanzösischen Encyclopädisten sich öffentlich als Feinde des Christenthums bekannten. Leicht begegnet es Katholiken, Pabstthum und Christenthum zu vermengen. Sie würden, wenn sie dieses könnten, nie Feinde des letztern seyn. Aber jenen laut über die Umstürzung der Altäre schreienden Heuchlern ist es auch keineswegs um die Ehre des Christenthums, ihnen ist es nur um den Sieg des Priesterthums zu thun. Warum denn würden sie sonst mit so heftigem Grimm die Vernunft lästern? Warum über die Aufklärung als über die Haupturquelle aller unserer Zerrüttungen in der bürgerlichen Gesellschaft schreien? Warum es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen, was nur durch die Vernunft entschieden werden kann?

Die Moral der Völker (denn um diese allein muſs es uns ja zu thun seyn) läſst

sich nicht durch Feuer und Schwerd herstellen. Ich bin Mordbrenner, wenn ich gleich im Namen Gottes Feuerbrände umherschleudere. Nur im Schoofse des Friedens können die Anstalten gedeihen, von denen wir die Wiederherstellung der Religion erwarten müssen.

sich nicht durch Feuer und Schwerd abstellen. Ich bin Mordbrenner, wenn ich gleich im Namen Gottes Feuerbrände umherschleudere. Nur im Schoose des Friedens können die Anstalten gedeihen, von denen wir die Wiederherstellung der Religion erwarten müssen.

Leipzig,

Gedruckt bey Jakob Christian Nagel.

das bisherige Kirchenwesen eine andere Gestalt erhielt. Fünftes Kapitel. Erster Versuch, die herrschende Landesreligion um ihr Ansehn zu bringen. Debatten über die Religion- und Gewissensfreyheit. Sieg der Priesterparthey. Sechstes Kap. Die Geistlichkeit wird durch den Verlust aller Kirchengüter als besonderer Stand vernichtet. Lange und wichtige Debatten über die Frage: Wem jene Güter eigentlich gehören? Maury und Mirabeau. Siebentes Kapitel. Fortsetzung dieser Debatten. Der Klerus wird aus dem Besitz aller seiner Güter geworfen. Schriften die bey dieser Gelegenheit erschienen sind. Achtes Kapitel. Bewegungen der Geistlichkeit gegen die Dekrete der Nationalversammlung. Vorläufige Verfügungen die Nation in den wirklichen Besitz der Kirchengüter zu setzen. Drittes Buch. Weitere Verfügungen der konstituirenden Nationalversammlung in Beziehung auf das Religions- und Kirchenwesen in Frankreich. Erstes Kapitel. Mönchswesen. Stürmische Debatten über diesen Gegenstand. Fürchterliche Anstrengung des Fanatismus. Derselbe unterliegt. Aufhebung aller Mönchsgelübde. Zweites Kapitel. Weitere Verfügungen der Nationalversammlung, das Schicksal der Mönche betreffend. Drittes Kapitel. Neue Versuche, die Geistlichkeit aus dem Besitz der Kirchengüter zu werfen. Viertes Kap. Endliche Entscheidung des Schicksals der Kirchengüter. Schreckliche Aussichten für den höhern Klerus. Plan einer allgemeinen Reform des französ. Kirchenwesens. Fünftes Kapitel. Debatten über diesen Plan. Sechstes Kapitel. Neue Kraftanstrengung des Religionsfanatismus. Die römischkatholische Religion verliert das Vorrecht, die alleinherrschende in Frankreich zu seyn. Siebentes Kapitel. Schluß der Debatten über die Kirchengüter.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolf, Peter Philipp,

Vorschlag zu einer Reformation der katholischen Kirche

Leipzig [u.a.] 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.eccl.130
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11092243-4
VD18 14775549-005